Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 37 (1943)
Heft: 15

Artikel: Aus Tunesien entkommen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926109

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hörigen. Gerne wollen wir die Einschränkungen im Wirtschaftsleben, die Rationierungen und andere Vorschriften unserer Regierung tragen und nicht murren und schimpfen. Wir wollen alles das gerne auf uns nehmen, wenn wir damit dem Vaterlande dienen können. Dieses Versprechen legen wir ganz still im Herzen ab. Wir schwören es unsichtbar.

Die vielen Schwurhände neben dem Wappen bedeuten unsere stillen Versprechen. Denke jedesmal an deinen stillen Schwur, wenn du dieses Bildchen in der Zeitung siehst. Denke: Auch meine Hand schwört mit den tausend Händen. Auch ich will mithelfen durch meine Arbeit dem Vaterlande zu dienen, wenn ich auch keinen Militärdienst leisten kann. Ich will Gott danken, daß er uns bis jetzt vor dem schrecklichen Kriege bewahrt hat. Ich will unserer Armee danken, daß sie unsere Grenzen so treu bewacht. Ich danke auch unserer Landesregierung, die in sehr schwerer Zeit für Arbeit und Brot sorgt, so gut sie es kann. Wir haben eine Armee Soldaten an der Grenze und eine Armee Arbeiter, die uns Brot verschafft. So wollen wir ein einiges Volk sein, das seine Heimat zu schützen weiß. Dazu helfe uns Gott! li

Zur Belehrung und Unterhaltung

Aus Tunesien entkommen.

Ein deutscher Offizier erzählt: Schon vor Wochen hatten wir das Ende vorausgesehen. Wir sannen nach, was da zu tun sei. Untätig zuwarten wollten wir nicht.

Insgeheim besichtigten wir die Schifferkähne im Hafen von Tunis. Wir hatten bald gewählt. Ein Segelboot von 13 Metern Länge mit einem Benzinmotor stach uns in die Augen. Wenige Tage später ging es in unsern Besitz über.

Am Abend des 6. Mai standen die ersten amerikanischen Panzer am Stadtrand. Nun mußten wir an die Abfahrt denken. Kompaß, Karten, Mundvorrat, alles lag bereit. Wir beschlossen: Morgen führen wir das Boot aus dem gefährdeten Hafen in eine stille Bucht. Am Nachmittag laden wir ein. Nachts segeln wir bis zum Kap Bon. Und von dort setzen wir nach Sizilien über.

Allein es kam ganz anders. Wir konnten nicht abfahren. Ein starker Wind war uns entgegen. Der Motor war zu schwach. Und die Segel durften wir nicht aufziehen. Sie hätten den feindlichen Fliegern ein gutes Ziel gegeben.

Ununterbrochen griffen die amerikanischen Bomber an. Schon brannten die Hafenanlagen. Unser Kahn lag etwas abseits in einem Kanal. Trotz der Angriffe luden wir ein und warteten auf eine Möglichkeit zur Abfahrt. Um 19 Uhr wurde es dunkel am Himmel. Und die feindliche Fliegertätigkeit hatte ein Ende.

Langsam erreichten wir das offene Meer. Wir hatten wertvolles Gerät und 38 Mann an Bord. Unser Schiff lief mit drei bis vier Seemeilen in der Stunde dahin. (1 Seemeile = 1852 Meter.) Bald überholten uns ein schneeweißes Schnellboot und einige andere kleine italienische Kriegsschiffe.

Unversehens riß die Regenwand auf. Küste und Meer lagen im blausilbernen Licht der Abendsonne. Im gleichen Augenblick sahen wir sie: 25 Jagdbomber fegten im Tiefflug daher wie ein Schwarm bösartiger Hornissen. Weit auseinandergezogen flogen sie an uns vorbei. Plötzlich schwenkten ein, dann zwei und endlich fünf ab, auf uns zu.

Die Mannschaften lagen unter Deck. Nur wir drei Offiziere wachten an Deck. Wir hatten uns flach hingestreckt und tot gestellt. Vergebens! Schon im nächsten Augenblick schmetterten die Geschosse auf uns nieder.

Ich blieb vollkommen ruhig. Kein Herzklopfen! Keine Angst! Nichts dergleichen! Neugierig erwartete ich den ersten Fangschuß. Gleich bei der ersten Feuergarbe erhielt ich einen Schlag gegen den Kopf. Blut lief über meine Augen; und Blut schmeckte ich auf den Lippen. Ich dachte: Nun kommt der Tod.

Das Feuer verstummte nach wenigen Atemzügen. Ich richtete mich auf und wischte das Blut aus dem Gesicht. Verwundert schaute ich mich um. Die Welt lag noch unverändert vor mir, und ich lebte noch. Aus dem Schiffe starrten die erschreckten Augen eines Kameraden zu mir herüber.

Auf unserm Schiff brannte es. Einige Benzinkannen waren getroffen worden und hatten Feuer gefangen. Wir warfen sie über Bord. Die Flammen an Bord erstickten wir mit Mänteln, Röcken und Decken. Schon wollten wir erleichtert aufatmen. Da kamen die Jagdbomber wieder angeflogen.

Einer unserer Leute wurde schwer verwundet und jammerte laut. Das Benzin brannte auf

dem Meer weiter und züngelte am Schiff empor. Auch auf dem Schiff schlugen die Flammen wieder hoch.

Ein Mann rettete sich auf das Boot, das wir nachschleppten. Es war von den Einschlägen ganz durchsiebt und sank unter. Oberleutnant H. sprang nach, um ihn zu retten. Da meinte die übrige Besatzung, auch von Bord gehen zu müssen.

Wir hatten keine Schwimmwesten. Aber wir hatten Autoschläuche und leere Kannen an Bord. Die mußten uns tragen helfen. Ich zog meine Stiefel aus, hängte einen Feldstecher über und befestigte an dessen Riemen eine Blechkanne. Dann ließ ich mich ins Wasser gleiten. Mit schnellen Stößen rettete ich mich aus dem Bereich der Flammen.

Zu unserem Glück verloschen sie nach einer halben Stunde von selber. Die ersten Kameraden kehrten wieder zum Boote zurück. Oberleutnant H. brachte drei Mann in Sicherheit. Auch ich schwamm langsam dem Boote zu. Vier Fäuste zerrten mich an Bord.

Wir fühlten wieder festen Boden unter uns und waren guten Mutes. Da und dort züngelten noch einzelne Flammen hoch. Wir traten sie aus. Dann wollten wir die Kameraden auffischen, die noch im Wasser trieben. Wir versuchten den Motor wieder in Gang zu bringen. Er streikte. Er mußte einen Treffer bekommen haben.

Noch zweimal prasselten die Einschläge der Flieger auf uns herab. Zweimal noch stieß Maschine um Maschine auf uns nieder. Ich lag dicht an den Motor gepreßt. Gleichgültig gegen alles, was noch kommen sollte. Der Blutverlust hatte mich geschwächt. Mein Gehirn arbeitete nur noch wie im Traum.

Wieder mußten wir Flammen austreten. Wieder warfen wir brennende Benzinkannen ins Meer. Auch die Segel schwelten (schwelen = langsam, ohne helle Flamme brennen). Mit Hosen und Gepäckstücken schlugen wir drauf und erstickten den Brand. Mechanisch tat ich mit.

Zum sechsten Mal brausten die Maschinen daher. Tommy (Spitzname für die Engländer) flog wenige Meter über uns weg. Er sah die Flammen über das Schiff hin lecken. Und zahlreiche Kameraden zwischen Trümmern schwimmen. Da kurvte er weg. Wir galten also als ko (ko = knock out = erledigt). Und damit waren wir vorläufig gerettet.

Was aber nun weiter? Unser Schiff war steuerlos. Wie sollten wir da die im Wasser treibenden Kameraden bergen? Ein Teil hatte sich bereits ziemlich weit entfernt. Wir gaben Befehl: In der Nähe des Schiffes bleiben! Wenig schwimmen! Die Kräfte schonen! Sobald es dunkelt, nehmen wir euch an Bord.

Doch die meisten befürchteten neue Angriffe. Sie strebten zur Küste zurück. Greifbar nahe lag sie vor unsern Augen. Doch die Strömung war gegen die Schwimmer. Und in weitem Bogen wurden sie auf das Meer hinaus getrieben.

Die nächsten Dinge vollzogen sich für mich wie hinter einer Nebelwand. Wir lagen ermattet auf Deck und warteten. Endlich nahm uns die Nacht in ihren schützenden Mantel. Wir taumelten wieder hoch. Im Wasser spiegelten sich die Brände an der Küste. In der Ferne glühten die Fackeln des Schnellbootes. Wir riefen unsere Kameraden an. Niemand antwortete auf unser Rufen.

Wir waren dem Wind und den Wellen ausgeliefert. Das kleine Segel war verbrannt. Und das Großsegel war nur noch zur Hälfte brauchbar. Wir hofften, es werde uns bis zum Kap Bon hinüber tragen. Dort hielten die deutschen Linien noch stand. Nur nicht abtreiben ins offene Meer oder zur Küste von Tunis zurück!

Eine pechschwarze Nacht zog herauf. Ein Sturm erhob sich. Er wurde unsere Rettung. Denn er trieb das Schiff dem Kap Bon zu.

Vorn hielt einer unserer Leute Wache. Insgeheim hofften wir, er könne den einen oder andern der Schwimmenden erspähen. Unser Kompaß war zertrümmert oder in der Dunkelheit nicht mehr zu finden. Als Richtpunkt diente uns das Schnellschiff. Sein glühender Leib stand vor uns im Norden. Gegen zwei Uhr atmete es seinen letzten Funkenstrom aus und versank dann.

Wir hatten keinen trockenen Faden mehr am Leib. Die Kälte wurde immer schneidender. Wir hüllten uns in Decken. Sie schützten uns vor dem Wind. Doch wurden sie von den Wellenspritzern naß und schwer.

Auf einmal riß ein Teil des Tauwerkes (Stricke, an denen die Segel festgebunden sind). Es war halb verkohlt. Wir hatten es zwar auch gelöscht. Aber da und dort hatte es unbemerkt wie Zunder weiter geschwelt. Wir gerieten in Gefahr zu kentern (kentern = umwerfen). Endlich gelang es einem Kameraden zu fieren (fieren = Segel herablassen, gleiten lassen, ablaufen lassen). Nun hatte der Wind weniger Macht über die Segel.

Wir knoteten die Enden der Taue zusammen

und liefen mit geringerer Geschwindigkeit weiter. Im Dunkel der Nacht gewahrten wir endlich die Umrisse von Bergen. Wir erkannten, daß wir an der Küste entlang fuhren und uns dem Kap Bon näherten.

Um zwei Uhr nahm der Sturm erneut zu. Es machte uns wenig aus. Wir wußten, wir hatten es geschafft. Wir lagen nun im Schutz der deutschen Linien und konnten ruhig landen. Wir wußten aber auch, daß unsere Fahrt nun ein Ende hatte. Einer weitern Unternehmung war unser Schiff nicht mehr gewachsen. Langsam aber stetig sickerte das Wasser durch die Einschußlöcher.

Um drei Uhr liefen wir auf Grund. Wir sprangen ins Wasser. Es reichte uns knapp bis zum Knie. Nach zwanzig Minuten waren wir an Land. Aber wir mußten noch einmal zurück durchs Wasser. Wir schleppten Decken herbei und bargen unsere Schwerverwundeten in einer Dünenmulde. Mit den zehn übrig gebliebenen Kameraden legten wir uns dort dicht neben einander. Die nassen Decken schützten uns vor dem wehenden Sand und dem eisigen Wind. Endlich schliefen wir ein, von Erschöpfung übermannt.

Um sechs Uhr war es Tag. Wir holten unsere Toten von Bord, begruben sie und sprachen ein stilles Gebet. Oberleutnant H. brach mit einem Mann zur Erkundung auf. Zehn Minuten später kamen Araber zu uns. Sie bargen unser Gepäck und erlabten uns mit Milch. Heulend umstanden uns ihre Frauen und riefen Allah (Gott) um Mitleid an.

Es mag sein, daß wir nicht sehr kriegerisch aussahen. Mein Anblick erschreckte sie wohl gar. Mein Rock war mit Blut besudelt. Um den Kopf trug ich eine blutgetränkte Unterhose. Ich fror und hatte entzündete Augen. Trotz allem freute ich mich des jungen Tages.

Seltsames, glückhaftes Schicksal! Wir hatten nahe bei einem Flugplatz übernachtet. Italienische Flieger verbanden unsere Wunden und brachten heißen Kaffee. Ein deutscher Offizier versprach, uns in der folgenden Nacht auf das Festland hinüber zu bringen.

Wir schliefen bis zum Abend. Unterdessen war der Flugplatz geräumt worden. Englische Panzer näherten sich. Der nächste Flugplatz war 80 Kilometer entfernt. Das bedeutete drei bis vier Stunden Fahrzeit in der Nacht. Aber woher ein Fahrzeug nehmen? Wieder ergab sich ein glücklicher Zufall. Ein Arzt meldete sich, der zum Flugplatz fahren mußte. So würde es dennoch glücken.

Statt um 21 Uhr kam er erst um 23 Uhr. Unterwegs mußten wir uns zudem eine Stunde versteckt halten. Die Straße wurde fast pausenlos bombardiert. Endlich fanden wir die Felsenhöhlung der Flugleitung. Es war drei Uhr. senhölung der Flugleitung. Es war drei Uhr. Fünf Maschinen waren eben gestartet, die sechste wurde erwartet. Die sollte uns Verwundete mitnehmen.

Sie flog nicht mehr. Der Morgen brach an. Unsere letzte Hoffnung zerrann. Wir verbrachten einen Tag in der Felshöhle zwischen Wachen und Schlafen. In regelmäßigen Abständen warf der Tommy Bomben auf unsern Zufluchtsort ab.

So kam die nächste Nacht. Die Engländer landeten in der Nähe von uns starke Stoßtruppen. Ringsum standen die Fackeln ihrer Leuchtfallschirme. Der Feind suchte unsern Flugplatz. Wir aber warteten voll Ungeduld auf die Junkers (deutsche Flugzeuge). Die erste war für 28 Verwundete bestimmt. Meine Kameraden sollten mit der nächsten starten.

Wir standen dicht gepreßt im dunkeln Laderaum. Gleich beim Start geriet unser Flugzeug in einen Bombentrichter. Mit den Händen mußten wir es frei schaufeln. Viermal rasten wir über den Flugplatz, bis die überladene Maschine hochkam. Außerhalb des Platzes setzte sie noch einmal mit hartem Schlage auf. Endlich zog sie an.

Der armverletzte Unteroffizier aus S. sagte alle zehn Minuten die Zeit an. Nach einer Stunde schoß der Pilot die ersten Erkennungszeichen ab. Sizilien war also in Sicht.

Wir kurvten ein und landeten glatt. Im zagen Licht des Morgens glänzten die Umrisse der Jäger und Transporter. (Transporter = Flugzeug, das Waren führt.) Wir standen stumm und blickten zum Himmel. Eben wurde die nächste Maschine sichtbar.

Sizilien.

Der Sturm auf die Festung Europa hat begonnen. In der Morgenfrühe des 10. Juli sind die Amerikaner und Engländer auf Sizilien gelandet. Die Kriegsflotte, welche diese Landung durchführte, war fast 60 Kilometer lang. Sie zählte mehr als 2000 Schiffe mit Mannschaften, Fahrzeugen, Waffen und Vorräten aller Art.